

Leseprobe aus:

Semiya Simsek, Peter Schwarz

Schmerzliche Heimat



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

SEMIYA SIMSEK

MIT PETER SCHWARZ

SCHMERZLICHE

HEIMAT DEUTSCHLAND
UND DER MORD AN
MEINEM VATER

ROWOHLT · BERLIN

1. Auflage März 2013

Copyright © 2013 by Rowohlt · Berlin Verlag GmbH, Berlin

Alle Rechte vorbehalten

Satz aus der DTL Documenta PostScript, InDesign,

bei Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin

Druck und Bindung CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

ISBN 978 3 87134 480 0

Für meinen Vater

PROLOG

MEINE SCHLIMMSTE NACHT

An einem Sonntag gegen vier Uhr morgens rüttelte mich jemand aus dem Schlaf. Ich war seit anderthalb Wochen zurück im Internat in Aschaffenburg, die ersten Schultage lagen hinter mir, den Kopf hatte ich noch voller Erinnerungen an die Ferien mit meiner Familie. Es war der 10. September des Jahres 2000. Das Datum hat sich mir eingebrannt. Ich war vierzehn Jahre alt.

Semiya, du musst aufstehen, sagte eine Betreuerin. Aufstehen, mitten in der Nacht? Ich war so verwirrt und verschlafen, dass ich nicht weiter nachfragte. Pack deine Sachen zusammen, hieß es, nimm etwas zum Anziehen und Waschzeug mit und vergiss deinen Pass nicht.

Was bedeutete das? Warum musste ich jetzt los und wohin? Wozu brauchte ich den Pass? Die Leute vom Internat erklärten mir nicht viel, nur, dass ich gleich abgeholt würde. Schlaftrunken stopfte ich ein paar Kleidungsstücke in meine Tasche und tappte hinaus. Vor dem Haus warteten ein Cousin meines Vaters und ein guter Bekannter unserer Familie. Sie sagten: Dein Vater ist krank, wir fahren jetzt schnell nach

Nürnberg, er liegt dort im Krankenhaus, deine Mutter hat uns geschickt.

Krank? Ich war durcheinander, besorgt und desorientiert, ich spürte eine drückende Angst im Bauch. Auf der Fahrt wurde kaum etwas geredet. Und ich traute mich auch nicht, nachzufragen. Kurz vor Nürnberg erzählten sie mir, dass mein Vater nicht krank, sondern verletzt sei. Und dann waren wir in der Klinik, um sieben Uhr morgens. Kerim wird bald da sein, sagte einer der beiden. Mein Bruder war also schon unterwegs aus seinem Internat in Völklingen. Meine Mutter sollte auch bald kommen.

Wir warteten auf dem Flur, ich weiß nicht genau, wie lange, mir ging das Zeitgefühl verloren, es kam mir endlos vor. Männer und Frauen in weißen Kitteln liefen an uns vorbei, eilten hin und her, verschwanden hinter Türen, aber niemand sprach mit uns. Ich war todmüde und furchtbar beunruhigt zugleich, konnte kaum einen klaren Gedanken fassen, alle möglichen Fragen kreisten mir im Kopf herum, ich betete: Bitte, bitte, mach, dass es nichts Schlimmes ist. Bitte, bitte.

Irgendwann stand eine Schwester vor mir und nahm mich mit zur Intensivstation. Dort wartete ein Polizist auf mich: Bist du Semiya Simsek? Ist Enver Simsek dein Vater? Ob mein Vater für gewöhnlich eine Waffe bei sich trage, wollte der Mann wissen. Ob er zu Hause Waffen aufbewahre. Ob wir Feinde hätten. Ich verstand überhaupt nichts, ich wollte bloß zu meinem Vater, wünschte, dass meine Mutter endlich hier wäre, und wusste kaum etwas zu antworten. Waffen? Mein Vater besaß eine Gaspistole und hatte in der Regel ein

Taschenmesser dabei, zum Blumenschneiden, auch eine Gartenschere lag im Wagen. Aber Feinde? Was für Feinde denn?

Es war mittlerweile neun Uhr, die ersten Verwandten waren eingetroffen, und wir warteten auf dem Gang vor der Intensivstation. Nur meine Mutter war immer noch nicht da. Dann kam die Schwester wieder zu mir, und endlich durfte ich zu meinem Vater. In seinem Krankenzimmer war ich bei ihm und mit ihm alleine. Auf den ersten Blick sah er fast aus wie immer, beinahe, als würde er schlafen. Nur, dass alles voller Kabel und Schläuche war. Ich wagte zunächst kaum, näher hinzugehen, eingeschüchtert von diesem fremden Raum mit all den Monitoren und Apparaten. Mein Vater lag auf dem Rücken und bewegte sich nicht. Dann sah ich Schwellungen an seinem Kopf. Ein Gerät piepste. All die Schläuche, Kabel und Geräte waren mit ihm verbunden, mit seinem Körper.

Ich ging um ihn herum, auf die andere Seite des Bettes, und der Anblick raubte mir die Fassung: Ich sah sein Auge, und mir wurde klar, er würde mit diesem Auge nie wieder sehen können. Das Kopfkissen war voller Blut. Noch immer hatte ich nicht die geringste Ahnung, was passiert war, aber ich wusste: Es ist etwas richtig Schlimmes geschehen. Etwas Furchtbares.

Alles begann sich um mich zu drehen, der Raum, die Schläuche, das Bett, mein Vater, das blutige Kissen. Mir wurde schlecht, ich glaube, ich habe angefangen zu weinen und zu schreien. Irgendjemand hat mich dann aus dem Zimmer geholt.

Auf dem Gang kam ich wieder zu mir. Immer mehr Verwandte trafen im Lauf des Vormittags im Nürnberger Kran-

kenhaus ein. Erst am Mittag, gegen dreizehn Uhr, kam mein Bruder, und endlich, irgendwann am Nachmittag, waren meine Mutter und ihre Brüder da, meine Onkel Hüseyin und Hursit. Mutter begann zu weinen, als sie uns sah, sie war vollkommen aufgelöst. Die Nürnberger Kriminalpolizei hatte sie schon vernommen, aber das erzählte sie mir erst viel später. Wir waren etwa vierzig Leute, die ganze Familie und viele Bekannte, alle wollten bei uns und bei meinem Vater sein, sie kamen aus Schlüchtern und aus Neuss angereist und ich weiß nicht, von wo überall her. In schwierigen Situationen stehen wir einander bei.

Ein Arzt kümmerte sich um uns und meinte, dass wir hingehen und mit meinem Vater reden sollten. Vielleicht hört er das, sagte der Arzt, sprechen Sie mit ihm, vielleicht spürt er, dass Sie da sind. Aber er machte uns keine Hoffnungen. Vater würde nicht überleben. Wir sollten uns von ihm verabschieden. Trotzdem haben wir noch auf ein Wunder gehofft, dass er es irgendwie schafft. Wie konnten wir auch anders? Meine Mutter beschwor die Verwandtschaft immer wieder: Betet für ihn, betet für ihn.

In dieser Nacht schliefen wir bei Nürnberger Bekannten, aber was hieß da schlafen? Wir standen alle unter Schock. Die Erwachsenen diskutierten die ganze Nacht verzweifelt, sie hatten immer noch keine Ahnung, was da geschehen war. Kerim und ich lagen im Zimmer nebenan, wir verstanden nicht genau, worüber sie redeten, aber wir hatten furchtbare Angst um unseren Vater.

Am nächsten Tag berieten sich die Ärzte, wie weiter zu verfahren sei. Ob sie die Geräte abschalten sollten oder nicht.

Meine Mutter wartete mit uns Kindern und den Verwandten im Garten der Klinik, Onkel Hüseyin sprach oben mit den Medizinern. Die Entscheidung, um die es ging, war zu groß, zu unbegreiflich für mich. Als mein Onkel in den Garten kam, konnte er die Tränen nicht mehr zurückhalten, er brach fast zusammen vor Schmerz. Sein Gesicht in dem Moment werde ich nie vergessen. Da wusste ich, was los war. Ich sehe ihn noch heute vor mir, wie er weinte und kaum die Worte herausbrachte: Ich habe meinen Schwager verloren.

Die Ärzte hatten die Apparate abgeschaltet, es hätte keine Chance mehr gegeben. Mein Onkel erklärte uns, dass mein Vater klinisch tot sei; dass sein Körper zwar noch jahrelang so auf dem Bett liegen könnte, angeschlossen an Maschinen, dass er aber nie wieder aufwachen würde. Dass es hoffnungslos sei.

Alle gingen nacheinander noch einmal in das Krankenzimmer und verabschiedeten sich von ihm. Wir traten an sein Bett und beteten für ihn. Dann fuhren wir heim nach Schlüchtern. Der Leichnam meines Vater blieb in Nürnberg zur Autopsie.

Heute habe ich keine Angst mehr, über all diese Geschehnisse zu schreiben. Über diese furchtbaren Tage, über die schwierigen Jahre danach und all die unbeschwerten Jahre davor. Die Erinnerungen sind schmerzhaft, manches bringt mich immer noch an meine Grenzen, aber viele Bilder aus der Vergangenheit sind auch schön. Als ich anfang, über alles nachzudenken und mir zu überlegen, was es zu sagen gibt, fühlte ich mich schnell ziemlich erschöpft. Ich habe gemerkt: Die

Vergangenheit tut mir weh. Vor allem natürlich die schrecklichen Dinge, die geschehen sind. Vieles macht mich noch heute ratlos, und ich bin hin- und hergerissen. Mein Vater war ein guter Mensch, und an das Gute in ihm denke ich gerne. Umso mehr schmerzt es mich, daran zu denken, was ihm passiert ist.

Aber zu meiner Geschichte gehört dies alles: Die schöne Nacht im Urlaub vor dreizehn Jahren, als ich mit Vater in seinem Heimatdorf in der Türkei nachts auf dem Balkon saß, als wir die Glöckchen der aus den Bergen zurückkehrenden Schafe hörten und ich spürte, wie glücklich er in diesem Augenblick war. Und der Tag ein Jahr später, als ich ihn im Krankenhaus in seinem Blut liegen sah, nachdem sie auf ihn geschossen hatten. Die Zeit danach, die Jahre der Verdächtigungen, des Unrechts, das meine Familie ertragen musste. Die schlimmen Vermutungen, die sich meine Mutter anhören musste. Schließlich die Wahrheit, die nach so vielen Jahren herauskam. Eine Wahrheit, die befreiend war, weil sie die lastende Ungewissheit von uns nahm. Und die doch manches Unrecht umso schlimmer macht. Es ist anstrengend und aufwühlend, das alles noch einmal vor mir zu sehen. Und doch bin ich dankbar für das, was ich mit meinem Vater erleben durfte, für die Erinnerungen, die ich in mir trage, für all das, was ich niemals missen möchte.

DRITTES KAPITEL

MEINE FAMILIE UNTER VERDACHT

Der Mann hatte noch schnell Blumen kaufen wollen, in einem Laden in Nürnberg-Altenfurt, hatte das Geschäft aber geschlossen gefunden, es war nach zwei Uhr nachmittags an diesem Samstag, dem 9. September des Jahres 2000. Also fuhr er unverrichteter Dinge weiter und befand sich bereits auf dem Heimweg, als er am Straßenrand den Stand sah: Unter einem weiten, viereckigen Stoffschirm in Rot, Orange, Gelb und Lila standen etwa zwanzig Blumensträuße auf einem Klapp Tisch, auf dem Boden rund um den Tisch waren weitere Eimer mit Sträußen. Ein ansprechendes, mit Sorgfalt gestaltetes Arrangement. Der Mann hielt an. Neben dem Blumentisch, halb auf dem Seitenstreifen, halb schon im angrenzenden Gras, parkte ein weißer Kastenwagen. «Simsek Blumen» prangte auf der Kühlerhaube, in diagonalem Schwung nach vorne auf den Mercedesstern zulaufend, und hinten auf den Hecktüren stand «Simsek Blumen Groß- und Einzelhandel, Bahnhofstraße 1–3, 36381 Schlüchtern». Aber weit und breit war kein Verkäufer zu sehen.

Der Mann sah sich um. Der Standplatz des mobilen Blumenladens lag im Süden von Nürnberg, an der Liegnitzer

Straße; sie verbindet die Ortsteile Altenfurt und Langwasser. Die Straße war hier nicht dicht bebaut, die Stelle war von Wald und Sportanlagen umgeben, idyllisch, nicht laut und doch belebt. Bis zur A9-Auffahrt waren es nur ein paar hundert Meter, es floss reger Verkehr, und bestimmt hielten regelmäßig Autofahrer, um schnell noch einen Strauß für die Verwandtschaft, die Ehefrau oder die Geliebte zu kaufen. Rundherum verliefen Spazier- und Radwege, die Laufkundschaft verhiessen, Flaneure, Rentner, Leute, die ihren Hund ausführten. Ein weiteres Auto stand ein paar Meter entfernt, ein Pärchen saß darin und wollte gerade weiterfahren. Ja, meinten die beiden etwas unschlüssig, sie hätten auch gehalten, um Blumen zu kaufen, aber auch nach zehn Minuten noch keinen Verkäufer gesehen. Sie fuhren schließlich davon.

Der Mann wartete eine Viertelstunde. Ein offener Stand, ein nicht abgeschlossener Wagen und kein Mensch weit und breit, das war seltsam. Jeder könnte hier einfach etwas mitnehmen. Gegen Viertel nach drei rief er die Polizei an, fünf Minuten später war die Streife aus Langwasser vor Ort. Die Beamten hörten zu – niemand da, aha, seltsam, mal sehen – und warfen einen Blick in das leere Führerhaus des Mercedes Sprinter. Ein Essenskorb mit Vesper. Bananen, Streichkäse. Eine Kaffeekanne. Eine Plastiktüte mit Münzgeld, zum Wechseln wohl.

Ein Polizist versuchte, die seitliche Schiebetür des Kastenvagens zu öffnen. Sie klemmte, bewegte sich nach einem kräftigen Ruck dann doch und gab den Blick frei in den Laderaum: Zwischen Töpfen, Körben, Kisten und Eimern, zwischen gebundenen Sträußen und losen Schnittblumen, zwischen

Rosen und Gerbera und Schleierkraut, die zum Teil noch ordentlich auf Regalböden standen, zum Teil herabgerissen und halb zertreten waren, lag auf dem gerippten Metallboden ein Mensch in einer Blutlache. An der Wand waren Blutspritzer. Er lag auf dem Rücken, der Kopf blutüberströmt, das Gesicht geschwollen. Er lebte, aber er war nicht ansprechbar. Was sich hier abgespielt hatte, war völlig unklar.

Er sei Rettungsassistent, sagte der Mann, der die Polizei alarmiert hatte. Der Sanitäter begann, den Liegenden vorsichtig zu untersuchen. Der Puls war kräftig, aber die Atmung klang besorgniserregend, ein heftiges, unregelmäßiges Röcheln. Der Sanitäter holte ein Tragetuch aus seinem Auto, damit hoben er und die Polizisten den Blutenden aus dem Kastenwagen, dann führten sie ihm einen Absaugschlauch in den Rachen. Mehr konnten sie nicht tun. Bald war der Notarzt vor Ort und diagnostizierte mehrere Schussverletzungen.

Die Rettungskräfte lieferten den lebensgefährlich Verletzten, den seine Papiere als Enver Simsek auswiesen, in die Chirurgische Notaufnahme des Klinikums Nürnberg-Süd ein, und dort mutmaßten die Ärzte bald, was später die Obduktion erhärtete: Drei Projektile steckten in seinem Kopf, zwei Kugeln im rechten Schulterbereich, dazu zwei Durchschüsse, einer ging durch den linken Unterarm, der andere hatte die Unterlippe und die linke Augenhöhle durchschlagen, bevor die Kugel oberhalb der Braue wieder ausgetreten war. Ferner eine Streifschussverletzung am linken Ellbogen und ein Fehlschuss, der das Wagendach traf. Neun Schüsse.

Die ersten Tage, ja die ersten Stunden sind oft entscheidend bei der Aufklärung von Tötungsdelikten, das weiß jeder

Kriminalpolizist. Die Ermittlungsmaschinerie muss sofort anspringen und mit voller Drehzahl arbeiten, wobei Leerlauf unvermeidlich ist: Die Beamten müssen erste Schlüsse ziehen, Hypothesen bilden, verschiedene Verdachtsmomente erwägen, all diese ernst nehmen und ihnen nachgehen – doch gleichzeitig dürfen sie sich nicht vorschnell festlegen, sonst ermitteln sie womöglich geschäftig in die falsche Richtung. Manchmal müssen sie ihrem Bauchgefühl folgen – aber auf keinen Fall dürfen sie sich von ihren Emotionen blenden lassen. Sie müssen ihrem polizeilichen Erfahrungswissen vertrauen – aber damit laufen sie Gefahr, auch ihren eigenen Vorurteilen auf den Leim zu gehen. Sie arbeiten auf Hochtouren – und im Blindflug. Es ist ein Spagat.

Ein paar Dinge standen in diesem Fall gleich fest, da waren die Indizien und der Tatort eindeutig: Im Sprinter befanden sich neben einem ADAC-Kranken- und Unfallschutzbrief, einer Reisegewerbekarte, Quittungen, Belegen und einem Rucksack mit Waschzeug, Zigaretten und Schlafanzug auch, in einer Tasche auf der Mittelkonsole, 6860 Mark in Scheinen. Hatten die Täter das Geld übersehen? Schwer vorstellbar. Das Fahrzeug sah nicht aus, als habe es irgendwer nach Beute durchkämmt, auch Enver Simsek war nicht durchsucht worden. Als er ins Krankenhaus eingeliefert wurde, fand man in der rechten hinteren Hosentasche seinen Geldbeutel. Eine Bankkarte war darin, ein Foto seiner Frau Adile, eine Servicekarte der Pizzeria Enzo und 740 Mark, die Scheine sorgsam geordnet nach ihrem Wert. Raubmord? Ausgeschlossen.

Auffällig war, dass zwei Waffen bei diesem Verbrechen verwendet wurden, eine Ceska und eine Browning. Das deutete

auf zwei Täter hin, auch wenn sich das nicht sicher sagen ließ. Aber eins war klar, der oder die Täter hatten aus kürzester Entfernung geschossen. Sie waren an die offene Schiebetür des Sprinters herangetreten, in dem Enver Simsek vermutlich gerade Blumen sortierte oder Nachschub holte, sie hatten geschossen, getroffen und wieder geschossen, neunmal insgesamt, achtmal trafen sie. Sie hatten noch geschossen, als er taumelte und versucht haben mochte, sich an einem Regal festzuhalten, sie hatten geschossen, als er am Boden lag. Sie hatten vom ersten Schuss an auf den Kopf gezielt. Sie hatten in reiner, unverstellter Tötungsabsicht gehandelt. Es war ihnen darum gegangen, diesen Mann umzubringen. Aus welchem Grund auch immer.

Die Polizeiarbeit folgt in diesen ersten Stunden Gesetzmäßigkeiten. Gibt es keinen offensichtlich Tatverdächtigen, rückt zunächst das Opfer ins Zentrum der Ermittlungen. Die Kripo leuchtet dessen persönliche und berufliche Lebensumstände aus, sucht nach Spuren, die zu einem Motiv führen könnten. Das bringt die Polizei unausweichlich in einen Zwiespalt. Sie ist verpflichtet, die Angehörigen des Getöteten so einfühlsam zu behandeln, wie es trauernde und traumatisierte Menschen verdienen – gleichzeitig muss sie die Hinterbliebenen auch mit unangenehmen Fragen konfrontieren, muss sie sogar zum Kreis der denkbaren Täter zählen. Wenn die Ermittler dabei zu forsch auftreten, kann das die sowieso schon schwer getroffenen Angehörigen weiter verletzen. Sie aber aus reiner Rücksichtnahme zu schonen, verstieße gegen alle professionellen Regeln. Es ist ein Merkmal guter Polizeiarbeit, diese Widersprüche zu meistern und kon-

sequent das ermittlungstechnisch Notwendige zu leisten, ohne dabei den Angehörigen weh zu tun oder gar neue Wunden zu schlagen.

Meine Mutter erhielt die Nachricht am Abend des 9. September. Nach einem normalen, arbeitsreichen Samstag – sie hatte selber bis halb sieben an ihrem Stand bei Würzburg Blumen verkauft und war erst gegen neun nach Hause gekommen –, als sie sich gerade etwas zu essen machte, klingelte es. Sie öffnete, und zwei Polizisten platzten in unsere Wohnung und begannen, auf sie einzureden. Meine Mutter war völlig verwundert und dachte nicht im Entferntesten daran, dass ihrem Mann etwas passiert war. Sie verstand im ersten Moment gar nicht, wovon die Uniformierten sprachen. Es drang nicht zu ihr durch, wen sie meinten, sie verstand nur, dass irgendjemand umgebracht worden war. Dann begriff sie, dass Vater etwas zugestoßen sein könnte, ein Autounfall, ein Überfall? Von da an war sie aufgelöst und ganz durcheinander, dazu die sprachlichen Verständigungsprobleme, die die Aufregung noch verstärkten. Immer wieder hat sie uns später von diesen entsetzlich verwirrenden und beängstigenden Minuten erzählt, immer wieder.

Mittlerweile kann ich vermuten, woran es lag, dass dieser Besuch so wenig einfühlsam war, so gar nicht, wie man sich das Überbringen einer solch furchtbaren Nachricht vorstellt. Schon im allerersten Fax, in dem die Nürnberger Polizei ihre Kollegen in Schlüchtern verständigte, stand deutlich, man solle Angehörige ausfindig machen und über das Geschehene informieren – und sie auch gleich «vernehmen, insbesondere

zu einem möglichen Tatverdacht». Diese Formulierung lässt vieles offen. Sollten sie fragen, ob meine Mutter einen möglichen Täter benennen konnte? Oder herausfinden, ob meine Mutter selbst etwas damit zu tun haben könnte? Ich denke, es ging von Anfang an um beides.

Dann kam mein Onkel Hüseyin hinzu. Er hatte von einem Blumenverkäufer erfahren, dass etwas passiert war, und daraufhin bei der Polizei in Nürnberg angerufen. Hüseyin erklärte nun seiner Schwester, dass ihr Mann mit schweren Schussverletzungen im Krankenhaus liege. Sie brach zusammen. Die beiden fuhren noch in der Nacht nach Nürnberg in die Klinik.

Als ich selbst am nächsten Morgen dort ankam, war meine Mutter nicht da, sie konnte mir nicht beistehen, als ich ans Bett meines Vaters trat. Sie wurde zu der Zeit in Nürnberg auf der Polizeistation vernommen. Die Beamten dachten wohl, sie könnte hinter dem Anschlag stecken. Nicht, dass sie ausdrücklich verdächtigt wurde an diesem 10. September, aber manche Fragen des Kommissars zielten in diese Richtung. Er stocherte offenkundig nach privaten Problemen: Hat Ihr Mann sich in zwielichtigen Kneipen herumgetrieben? Hat er Alkohol getrunken? Gab es Probleme in der Ehe? Hatten Sie Streit miteinander? Auch Onkel Hüseyin hat bereits in den ersten Vernehmungen, denen er sich stellen musste, solche Untertöne herausgehört: Was haben Sie am 9. September gemacht? Wo waren Sie? Können Sie das belegen? Gibt es dafür Zeugen?

Wir wissen bis heute nicht sicher, wie der Verdacht gegen meine Mutter und ihre Brüder aufkeimte. Was wir wissen,

ist dies: Bereits in seinem ersten Anruf bei der Nürnberger Polizei am 9. September bat Onkel Hüseyin die Kriminalbeamten, sie sollten seine Schwester mit der Nachricht bitte nicht überfallen, sie sei ohnehin gesundheitlich angeschlagen und würde es nicht aushalten, wenn sie unvorbereitet und ohne Beistand mit dieser Schreckensmeldung konfrontiert würde. Auf gar keinen Fall sollte die Polizei gleich zu ihr gehen, sondern unbedingt warten, bis er vor Ort sei und seiner Schwester beistehen könnte. Er wolle nicht, dass sie alleine wäre in diesem Moment.

Onkel Hursit hielt sich zu der Zeit in der Türkei auf. Seine kleine Tochter Beyza ging noch nicht zur Schule, er konnte es sich deshalb erlauben, drei Monate wegzubleiben. Er hatte irgendwie erfahren, dass etwas bei uns nicht stimmte, ich glaube, Hüseyin hatte kurz angerufen, ohne richtig mit ihm reden zu können. Daraufhin versuchte Hursit, seinen Schwager zu erreichen. Offenbar ging dann schon ein Polizist an dessen Handy und hörte, wie mein Onkel ganz aufgelöst fragte: Bist du am Leben, lebst du noch, lebst du noch?

Hüseyins Bitte und Hursits Anruf, so denken wir heute, haben die Polizei darauf gebracht, meine Mutter und ihre Brüder zu verdächtigen. Hursit hielten sie wohl für den Drahtzieher, der den Mord von der Türkei aus eingefädelt und sich damit gleichzeitig ein Alibi verschafft habe. Sein Anruf bei meinem Vater passte in dieses Bild, damit wollte er kontrollieren, ob er noch lebt, ob es geklappt hat. So in etwa haben sie sich das wohl zusammengereimt. Nach dieser Logik musste auch Onkel Hüseyins Bitte, nicht ohne ihn zu meiner Mutter zu gehen, verräterisch erscheinen: Er will

dabei sein, damit meine Mutter vor der Polizei nichts Falsches sagt, nichts ausplaudert.

Der eine Bruder wollte für seine Schwester da sein, wollte ihr beistehen in den schlimmsten Minuten, die man sich vorstellen kann, der andere Bruder rief an aus Sorge. Das klingt wie das verständlichste Verhalten der Welt. Aber das war es nicht für die Polizei, die daraus folgerte, dass diese Menschen nur unter Verdacht stehen konnten. Dabei ließ sich zwar leicht überprüfen, wo mein Onkel Hüseyin den ganzen Tag war, er ist Taxiunternehmer, es gab Zeugen, Kunden, und auch meine Mutter war nachweislich den ganzen Tag weit weg von Nürnberg – aber die Polizei hatte eine Antwort auf diese Tatsachen: Sie malte sich wohl aus, dass meine Familie Auftragsmörder angeheuert haben könnte. Warum sind die Ermittler gleich nach den Schüssen auf meinen Vater so aufgetreten? Warum haben sie uns, die Familie, die wir gelähmt waren vom Schock, auch noch verdächtigt? Man hat uns darauf eine Antwort gegeben, Jahre später, als längst klar war, dass niemand aus der Familie sich schuldig gemacht hatte. Es war eine kalte Antwort, die sich nur auf Zahlen stützte: Statistisch gesehen, hieß es, steckt nun mal bei etlichen Morden die Familie dahinter, viele Frauen brächten ihre Männer um. Ich verstehe das bis zu einem gewissen Punkt. Ich kann akzeptieren, dass die Polizei alle Möglichkeiten prüfen musste, dass sie auch in die Familie hineinleuchtete. Aber die Art, wie sie es tat, war unerträglich, all die Verdächtigungen und Unterstellungen. Der Druck, dem sie uns aussetzte, sollte in den folgenden Wochen immer heftiger werden.

Aber zunächst stand uns ein schwerer Gang bevor. Wir mussten meinen Vater zu Grabe tragen. Zu Hause packten wir seine Sachen zusammen, das ist so Tradition: Die Anzüge des Toten behält man, aber alles andere, Hosen, Socken, Kleider, räumt man aus dem Schrank und verschenkt es an arme Leute. Die Verwandtschaft kam nach Schlüchtern in unser Haus, viele halfen uns, denn es gibt noch andere Bräuche: Wenn jemand gestorben ist, darf man in seinem Haus nicht kochen. Das Essen bereiten die Bekannten und Verwandten zu und bringen es mit. Sie helfen im Haushalt und sorgen dafür, dass die alltäglichen Dinge ihre Ordnung behalten, man isst zusammen. Wir hatten dauernd Besuch, die ganze Familie, viele Freunde und Bekannte. Die Verwandten kümmerten sich auch um die Organisation der Beerdigung, damit meine Mutter Zeit für die Trauer fand.

Bei uns ist es wichtig und üblich, dass viele Menschen sich zusammenfinden, wenn eine Familie einen Toten beklagt. Es ist im Schmerz ein gutes Gefühl, wenn man nicht allein ist, wenn alle da sind, einen begleiten und trauern. Bei uns stand in diesen Tagen die Haustür immer offen. Niemand musste klingeln, jeder trat einfach ein. Die Besucher saßen in allen Zimmern, Frauen lasen Suren aus dem Koran. Kerim musste mit seinen dreizehn Jahren stark sein, er versuchte, unserer Mutter beizustehen: Mama, weine nicht, sagte er immer wieder, Allah holt die, die er gern hat, früh zu sich, Mama, hör auf, wenn du weinst, tust du seiner Seele weh.

Die Mutter meines Vaters, seine Brüder und engsten Verwandten in der Türkei wussten in diesen ersten Tagen noch nicht, dass er tot war. Meine Onkel hatten ihnen nur gesagt,

dass Enver angeschossen worden sei und im Krankenhaus liege. Am Montag hatten die Ärzte die Geräte abgeschaltet, und erst am Freitag wurde der Leichnam nach der Autopsie freigegeben. Es waren furchtbare Tage. Meine Mutter und meine Onkel hatten keine Vorstellung, wie sie das alles aus der Ferne Vaters Familie beibringen sollten. Ich weiß nicht, was los gewesen wäre in dieser Woche, wenn meine Großeltern und Onkel von seiner Ermordung gewusst hätten, es wäre für sie eine Zeit äußerster, grausamster Verwirrung gewesen. Deshalb beschlossen wir, weitere Entwicklungen abzuwarten, bevor wir ihnen alles enthüllten. Wenn sie anriefen, ging ich ans Telefon. Ich musste ihnen sagen, dass es Papa den Verhältnissen entsprechend gutgehe, damit sie nicht in Panik verfielen. Meine Mutter wäre außerstande gewesen, solche Telefonate zu führen, ein Gespräch mit den Verwandten in der Türkei hätte sie zusammenbrechen lassen. Und wenn Onkel Hüseyin oder einer der anderen Erwachsenen, die jetzt im Haus waren, an den Apparat gegangen wäre, dann hätten sie sich in Salur gewundert und gleich geahnt, was los ist. Also war es an mir, dem älteren Kind, die Fragen nach meinem Vater zu beantworten: Macht euch keine Sorgen, ihm geht's gut, Mama ist gerade bei ihm im Krankenhaus. Ich weiß nicht mehr, wie ich das geschafft habe. Ich habe in dem Moment nicht an mich gedacht. Ich fühlte mich dazu verpflichtet, alle zu schützen, auch wenn mich die Situation emotional heillos überforderte, immer hatte ich Angst um meine Oma, Angst, dass sie krank wird vor Kummer.

Am Freitag nach der Autopsie flogen wir mit dem Sarg in die Türkei, das hatten wir in der Zwischenzeit organisiert.

Fast zwanzig Leute aus Deutschland begleiteten uns zur Beerdigung. In einem kleinen Konvoi fuhren wir von Antalya ins Heimatdorf meines Vaters, in der Nacht, drei Stunden über Landstraßen, mein Onkel und meine Mutter voraus, dahinter der Leichenwagen und ein Bus mit den übrigen Verwandten und Freunden. Um fünf Uhr morgens, kurz vor Salur, hielten wir an einer Tankstelle und warteten auf das erste Tageslicht, damit die Erwachsenen das Morgengebet verrichten konnten, das die Gläubigen nach den Regeln des Korans zwischen Dämmerung und Sonnenaufgang sprechen. «Wahrlich, der Mensch ist in einem Zustand des Verlustes», heißt es darin, «außer denjenigen, die glauben und gute Werke tun und sich gegenseitig zur Wahrheit und zur Geduld mahnen.»

Jetzt war es an der Zeit, um die Verwandten in Salur anzurufen und ihnen zu sagen, dass wir auf dem Weg waren und Vaters Leichnam bringen, dass sie sich vorbereiten sollen auf seine Ankunft. In Salur gibt es wie in vielen türkischen Dörfern eine Lautsprecheranlage, über die zu Hochzeiten eingeladen wird und über die man auch verkündet, wenn jemand gestorben ist. So erfuhr Salur an diesem Morgen vom Tod meines Vaters. Den Schock, der alle traf, kann ich nicht beschreiben. Bei unserer Ankunft war schon die ganze Verwandtschaft im Haus meines Vaters versammelt. Die Männer trugen Vater, in ein weißes Leinentuch gehüllt, durch die Trauernden die Holzterrasse hoch ins Schlafzimmer im ersten Stock. Dort wurde er auf dem Ehebett aufgebahrt, damit sich jeder von ihm verabschieden konnte. Eine Familie nach der anderen ging nach oben, trat an sein Bett und betete für ihn.

Er lag da, der Kopf bandagiert, die Augen geschlossen. So konnte niemand sehen, wie schlimm die Wunden waren. Er lag ganz friedlich da.

Dem Brauch folgend, legten die Männer ihn dann wieder in den Sarg und trugen ihn über den Schotterweg zur Moschee und zum Friedhof. Immer vier Männer betteten meinen Vater auf ihre Schultern, und nach einem Stück Weges übernahmen andere, so wechselten sie sich ab und teilten sich diesen letzten Dienst für meinen Vater. Fast das ganze Dorf kam zur Beerdigung, es müssen mehr als tausend Menschen gewesen sein. Alles stand still in Salur an diesem Tag.

Die Frauen, auch meine Mutter und ich, gingen der Tradition gemäß den Weg zur Beisetzung nicht mit, wir blieben zurück im Haus, waren am Ende unserer Kräfte. Aber Kerim begleitete die Männer, er schritt im Trauerzug mit, hinter unserem Vater, durch die Hitze. Auch er war müde, die Beine ließen ihn fast im Stich. Doch er ging weiter, mit einer das Maß eines Dreizehnjährigen weit übersteigenden Tapferkeit. Auf dem Friedhof schüttete er Erde auf den Leichnam unseres Vaters, und danach erst rannte er weg, floh hinter Bäume, hinter schützendes Gestrüpp.

Man muss sich ein türkisches Grab vorstellen wie einen Bettkasten aus weißem Marmor, in den der Tote gelegt und dann mit Erde bedeckt wird. Mit den Jahren wachsen Kräuter und Blumen darauf und können frei und wild dort gedeihen. Wenn sie sich im Wind bewegen, sagt man, fallen die Sünden von dem Toten ab. «Mustafa Oglu», Sohn des Mustafa, steht auf dem Grabstein meines Vaters, sein Name, Geburts- und Sterbedatum, und darunter der Satz: «Ruhuna Fatiha». Das ist

eine Aufforderung, die erste Sure des Korans: Wer hierherkommt, möge seiner Seele ein Gebet schenken.

Wenn ich heute am Grab sitze, sehe ich in der Ferne die Berge, in die im Frühling die Hirten ziehen, ich kann den Platz erkennen, an dem sie im Spätsommer vor der Rückkehr das große Feuer machen. Der Friedhof liegt nicht weit vom Haus meines Vaters. Man sieht die Grabstätte vom Balkon aus, auf der wir damals saßen, als wir die Glöckchen der Schafe hörten. So ist mein Vater in seine Heimat zurückgekehrt.

Diese Tage in Salur waren, trotz unserer Trauer und unseres Schmerzes, eine Zeit der Ruhe – einer Ruhe, die man uns in den folgenden Monaten, ja Jahren in Deutschland nicht mehr ließ. Als wir zurück in Schlüchtern waren, gingen die Befragungen weiter und weiter und wurden immer belastender. Jedes Familienmitglied, jeder noch so entfernte Bekannte wurde vernommen und noch mal vernommen. Auch ich selbst. Wie schon im Krankenhaus fragten sie mich, ob mein Vater eine Pistole hatte, und auch diesmal konnte ich nur antworten: Ich habe nie eine gesehen, nein, ich glaube nicht, dass er eine besaß. Und plötzlich wechselten sie das Thema: Ich sollte ihnen die muslimischen Gebetszeiten erklären. Ich antwortete, dass man fünfmal am Tag betet und sich dabei nach dem Sonnenstand richtet. Ich hatte keine Ahnung, was das mit den Schüssen auf meinen Vater zu tun haben sollte.

Am schlimmsten traf es von Anfang an meine Mutter. Schon am 28. September, nur wenige Tage nach der Beerdigung, wurde sie in der Polizeistation Schlüchtern von Nürn-

berger Ermittlern stundenlang mit Fragen traktiert. Sie wird das nie wieder vergessen können – den Druck, die Angriffe und Verdächtigungen, all das, was nun über sie hereinbrach, nachdem sie gerade unter unbegreiflichen Umständen ihren Mann verloren hatte.

Von der ersten Vernehmung an haben sie sie hart angefasst. Sie hauten auf den Tisch und schrien sie an, dass sie damit zu tun habe, sie solle es endlich zugeben. Sie stellten meiner Mutter immer dieselben, quälenden Fragen, wahrscheinlich wollten sie herausfinden, ob sie wirklich jedes Mal das Gleiche erzählte oder die Geschichten plötzlich voneinander abwichen, ob sie sich in Widersprüche verwickelte. Manchmal wurde sie auf der Polizeistation vernommen, manchmal kamen die Beamten zu uns nach Hause und saßen im Wohnzimmer, tranken Tee und fragten dabei. Wenn die Polizisten sich ankündigten, backte oder kochte meine Mutter etwas. So bedrückt sie vor diesen Besuchen auch war, sie stellte sich in die Küche und bereitete etwas für die Gäste vor. So ist das bei uns, alles andere hätten wir als unhöflich empfunden. Ich frage mich heute, was die Beamten wohl gedacht haben, als die tief verzweifelte Witwe, die sie verdächtigten, ihnen immer wieder Gebäck servierte.

Uns Kinder hatte meine Mutter bereits Ende September zurück ins Internat geschickt. Sie wollte, dass wir nach dem wochenlangen Ausnahmezustand wieder ein geregelteres Leben führten. Im Internat und in der Schule in Aschaffenburg wusste inzwischen jeder, was geschehen war. Man ließ mich da in Ruhe. Die Lehrer hatten den Kindern ans Herz gelegt, Rücksicht zu nehmen. Es war gut, dass ich schnell dorthin

zurückging. Ich hatte da meine Freunde, sie waren ein kleines Stückchen Halt und lenkten mich ein bisschen ab. Natürlich kamen mir öfter die Tränen, und die anderen trösteten mich damit, dass Gott es so wollte und ich stark sein muss. Aber ich bin ein Mensch, der seine Gefühle nicht so deutlich zeigt, und richtig weinen konnte ich meistens nur, wenn ich alleine war.

Selbst nach Aschaffenburg kam die Polizei einmal. Sie suchten mich am 29. September mittags in der Schule auf, zeigten mir Fotos und fragten: Ist dein Vater mal bedroht worden von einem Blumenhändler namens Cakir? Ich hatte den Mann noch nie gesehen. Dann legten sie mir Fotos von Hüseyin, von meiner Mutter, von Verwandten und von wildfremden Menschen vor. Ich wusste nicht, was all das zu bedeuten hatte. Ob mir jemand aufgefallen ist, wollten sie wissen, ob mir in Holland jemals etwas merkwürdig vorkam. Ob mein Vater mit jemandem Streit hatte. Ob er bedroht worden war. Warum er eigentlich irgendwann im Lauf dieses Jahres aufgehört hatte, selber am Stand zu verkaufen. Ich antwortete, dass er an den Wochenenden einfach mehr Zeit mit uns Kindern hatte verbringen wollen, aber ich spürte, dass sie mir nicht glaubten. Das ängstigte mich, aber ich konnte mit niemandem darüber reden.

Meine Mutter wusste in dieser ersten Zeit nicht, wie sie mit ihren Gefühlen umgehen sollte. Sie hatte ihren geliebten Mann verloren. Aber wer hatte uns das angetan? Und waren jetzt wir Kinder in Gefahr? Bedrückende Verdächtigungen lasteten auf ihr, sie musste die Vernehmungen über sich ergehen lassen, sich um Kerim und mich kümmern und um

den Blumenhandel – von dem unklar war, wie es weitergehen sollte. Kein Wunder, dass sich die gesundheitlichen Probleme, die sie schon zuvor gehabt hatte, verschärften. Meine Mutter bekam psychisch bedingte Hautausschläge, litt unter Schwindelanfällen, schließlich suchte sie einen Therapeuten auf. Ihr Glaube hat ihr geholfen und verhindert, dass sie an alledem zerbrochen ist.

Der Verdacht aber lag nun auf uns, blieb bei uns, schwappete über unsere Familie in mehreren Wellen. Zuerst standen meine Mutter und ihre Brüder selbst im Fokus. Ich habe keine Ahnung, ob die Polizei wirklich von ihrer Schuld ausging oder einfach immer wieder nachbohrte, um zu sehen, ob sie damit vielleicht weiterkäme. Als das nicht der Fall war, kam die Drogentheorie auf – angeblich habe mein Vater mit Rauschgift gehandelt oder es zumindest transportiert. Die «Sabah», eine türkische Tageszeitung, brachte im Oktober einen Artikel mit der Überschrift: Steckte die türkische Mafia hinter dem Mord? Dass eine türkische Zeitung das schrieb, gab mir zu denken. Die Welt war nicht schwarz-weiß, es waren nicht nur die Deutschen, die schnell mit Verdächtigungen bei der Hand waren. Auch dieser Artikel wurde in den Vernehmungen öfter thematisiert, er hat wohl auch viele Bekannte zu Mutmaßungen veranlasst. Es schien ja auf der Hand zu liegen: Woche für Woche war mein Vater nach Holland gefahren, die Hafenstadt Rotterdam gilt als Drogendrehscheibe ... Bald darauf durchsuchten die Polizisten unseren Lastwagen, sie suchten nach Spuren von Opiaten, Rückständen von Kokain, Bröseln von Hasch, sie such-

ten nach doppelten Böden und versteckten Hohlräumen, überall, im Fahrerbereich, im Motorblock, am Unterboden. Sie suchten mit Spürhund und mit Stabkamera. Sie fanden nichts. Dennoch sollte uns der Drogenverdacht mehr als ein Jahrzehnt lang verfolgen.

Dann setzte die Polizei ein psychisches Druckmittel ein. Irgendwann erzählten sie uns, dass mein Vater noch eine zweite Familie gehabt hätte. Angeblich eine deutsche Frau – blond soll sie gewesen sein –, mit der er ebenfalls zwei Kinder hätte. Sie zeigten meiner Mutter sogar Fotos: Schauen Sie, Ihr Mann war mit dieser Frau zusammen. Auch diese bizarre Szene wiederholte sich, die Polizisten erzählten immer wieder, dass Vater andere Frauen hatte. Meine Mutter fiel darauf nicht herein, sie hat das nie geglaubt und antwortete: Wenn das stimmt, können seine anderen Kinder bei uns wohnen, und die Frau kann auch zu uns ziehen. Das sind dann auch meine Kinder, unser Haus ist ihr Haus.

Die Polizei hat wohl einfach ausgetestet, wie wir reagieren. Einer von ihnen räumte lange nach einer dieser Vernehmungen ein, dass es nur ein Versuch war, reine Taktik. Er redete meiner Mutter zu, sie solle ihren Mann genauso in Erinnerung behalten, wie sie ihn kannte. Ihnen sei es nur darum gegangen, die Möglichkeiten abzuklopfen, sie zu verunsichern, herauszufinden, ob sie, mit solchen Behauptungen konfrontiert, etwas aussagt, das den Verdacht erhärtet. Meine Mutter empfand dieses Eingeständnis als faire Geste, den Trick hatte sie längst durchschaut. Ich bewundere meine Mutter für diese Größe, ich selbst kann das bis heute nicht so gelassen sehen. Die Ermittler haben in Kauf genommen,

dass meine Mutter ihre gesamte Ehe, ihren geliebten Mann in Frage stellt – ohne dass sich mein toter Vater je dagegen wehren konnte.

Meine Onkel, die ebenfalls mit Behauptungen über heimliche Liebesbeziehungen ihres Schwagers konfrontiert wurden, fragten zurück: Wann soll das gewesen sein mit der angeblichen Freundin, vor oder nach 1998? Später, sagten die Polizisten. Und meine Onkel konterten, das könne nicht sein. Nach der Mekka-Reise? Unmöglich.

Einer weiteren Theorie zufolge soll mein Vater in schmutzige Geschäfte verwickelt gewesen sein und Schulden nicht bezahlt haben. Selbst wenn es solche Geschäfte und Schulden gegeben hätte, kamen meiner Mutter die Schlussfolgerungen vollkommen abwegig vor. Denn hätte er sich gefährdet gefühlt, dann hätte er sich doch nicht an die Straße gestellt! Er hätte es seiner Frau gesagt, sie tauschten sich doch über alles aus, es gab nichts, was sie nicht miteinander beredeten. Und er hätte meinen Bruder und mich geschützt, hätte uns vielleicht in die Türkei gebracht, aber sicher nicht fern aller Verwandtschaft in unseren Internaten gelassen.

Für mich war immer hundertprozentig klar, dass niemand aus unserem Familienkreis in die Tat verwickelt sein konnte. Von den Ermittlungen gegen unsere nächste Verwandtschaft haben mein Bruder und ich uns nie anstecken lassen. Dass wir uns auf unsere Onkel und Tanten verlassen können, das wussten wir, sie waren es doch, die uns aufgefangen hatten, die uns halfen. Wir hatten erlebt, wie entsetzt sie selber waren nach dem Mord. Die Polizisten hätten das Gesicht meines Onkels sehen sollen, als er uns weinend und verzweifelt im

Krankenhausgarten die Nachricht überbrachte, dass die Maschinen abgeschaltet worden waren und es keine Hoffnung mehr gab.

Die Polizei hat mit ihren Ermittlungen in Kauf genommen, das Urvertrauen in unserer Familie zu zerstören. Jenen Zusammenhalt zwischen uns, die Nähe meiner Mutter zu ihren Brüdern, die Freundschaft zwischen meinem Vater und seinen Schwagern, all das wurde beschmutzt. Es blieb zum Glück nichts davon haften. Meine Onkel wurden neben unserer Mutter für Kerim und mich die stärksten und wichtigsten Bezugspersonen nach dem Tod unseres Vaters, der ihnen wie ein Bruder war. Das Misstrauen konnte unsere Familie nicht zersetzen. Natürlich fragten wir uns, ob der Mörder jemand gewesen sein könnte, den wir kennen. Jemand aus dem weiteren Verwandtenkreis? Ein Bekannter? Jemand aus der Nachbarschaft? Einer, der bei meinem Vater Blumen gekauft oder einen seiner Stände betreut hatte? Wir fanden keinen Anhaltspunkt.

Allerdings kam es zu Spannungen zwischen uns und den Brüdern meines Vaters in der Türkei. Das hatte mehrere Ursachen: Die beiden hatten einen Bruder verloren und wussten nicht, wie es uns in Deutschland mittlerweile erging. Und sie hatten gegenüber meiner Mutter Erwartungen. Mein Vater hatte seine Verwandten in der Türkei immer unterstützt, er hatte ihnen oft Geld gegeben. Meine Mutter konnte das jetzt nicht mehr leisten, was die Beziehungen nicht verbesserte. Der Kontakt wurde loser, von Jahr zu Jahr trafen wir uns seltener und kürzer, und ohne die Begegnungen im Urlaub gab es immer weniger, was uns verband. Es war mein

Vater gewesen, der die Kontakte zwischen den Familien Simsek und Bas gehalten und regelmäßig alle zu geselligen Festen zusammengebracht hatte. Das war nun vorbei. Meine Oma hat wohl am meisten darunter gelitten. Vater war als einziger ihrer Söhne so weit fort gewesen, hatte ein Leben geführt, von dem sie wenig wusste, in einem unbekanntem Land – und eines Tages wird er dort ermordet. Sie hat geweint, wann immer ich sie bei Türkeireisen traf. Immer. Ich kann mich an keinen einzigen Tag erinnern, an dem sie nicht geweint hat.

Die Falle war sorgsam aufgebaut. Sie wollten Adile Simsek und Hüseyin Bas zu Vernehmungen nach Nürnberg einbestellen, aber diesmal würden sie zuvorkommend sein. Am Anfang zumindest. Ein Polizist sollte sie mit dem Dienstfahrzeug in Schlüchtern abholen. Nach der Ankunft im Polizeiquartier konnten sie die beiden dann erst mal ins Gebet nehmen. Getrennt, in verschiedenen Zimmern, sie in dem einen Raum, ihn gleich nebenan. Bruder und Schwester wussten das, würden an den anderen denken, jeder würde für sich überlegen, was der andere wohl direkt hinter dieser Wand gerade zu Protokoll gab. Die Vernehmungsbeamten würden die beiden ordentlich unter Druck setzen, wie üblich: hier mal andeuten, dass die Polizei schon einiges wisse, da eine kleine Verdächtigung fallenlassen, wohldosiert. Nach ein paar unangenehmen Stunden würden die Polizisten die Vernehmungen beenden und Adile Simsek und Hüseyin Bas nach Hause entlassen: Danke, Sie können jetzt gehen, und übrigens, das Tatfahrzeug, der Sprinter, ist mittlerweile gesäubert, wir

haben die Spuren gesichert, wir brauchen den Wagen nicht mehr. Sie dürfen ihn mitnehmen.

Adile Simsek und Hüseyin Bas würden einsteigen, losfahren, und nun – erleichtert, weil die strapaziöse Vernehmung endlich vorbei war – würden sie reden. Es würde ihnen die Zunge lockern, dass der Druck endlich vorüber war, befreit und sicher würden sie sich fühlen. Und die Polizei würde mithören, jedes Wort. Das war der Plan, und alles dafür war seinen bürokratisch geordneten Weg gegangen: Ein Kriminalhauptkommissar stellte den korrekt formulierten Antrag auf «Abhören und Aufzeichnen des nicht öffentlich gesprochenen Worts» an die Staatsanwaltschaft Nürnberg-Fürth, ein Staatsanwalt machte daraus einen ebenso ordentlichen Antrag ans Amtsgericht, drückte einen Stempel darauf, der besagte, dass die Sache höchst dringlich sei, ließ das Papier via Boten ins Gericht bringen, und noch am selben Tag, am 4. Oktober kurz nach zwölf, legte ein Amtsrichter die Genehmigung ins Faxgerät.

Der Paragraph 100c des Strafgesetzbuches macht strenge Vorgaben. Zu rechtfertigen war dieser Lauschangriff nur, wenn der Verdacht bestand, dass einer der Abzuhörenden «als Täter oder Teilnehmer» eine «besonders schwere Straftat begangen» hatte, oder zumindest die Aussicht, dass sich so enthüllende Aussagen gewinnen ließen. Und auch dann wurde diese Aktion nur genehmigt, wenn ohne sie die Aufklärung des Falles «unverhältnismäßig erschwert oder aussichtslos» wäre, und mit genau diesen Worten begründete der Kriminalhauptkommissar seinen Antrag, nämlich mit der vagen Behauptung: Bei den bisherigen Recherchen habe sich

gezeigt, dass Adile Simsek und ihre Brüder nicht alles erzählt hätten, was sie wüssten. Möglicherweise habe die Familie also ein Motiv für die Tat.

Der Amtsrichter fand diese wacklige Begründung stabil genug, er gab seinen Segen. Es sei wahrscheinlich, schrieb er, dass die Familie mit den Tätern in Kontakt stehe, und deshalb sei damit zu rechnen, dass ein Lauschangriff zur Aufklärung des Verbrechens führen werde. So leicht ließ sich in der alltäglichen Praxis der Justiz über das hinweghuschen, was eigentlich nach strengen Gesetzesvorgaben klang. Die Polizei, die Staatsanwaltschaft und das Amtsgericht wussten, dass sie sich rechtlich auf dünnem Eis bewegten. Das Gesetz sprach in Paragraph 100c ja eine eindeutige Sprache: Eine solche Maßnahme dürfe nur dann angeordnet werden, wenn «anzunehmen ist, dass durch die Überwachung Äußerungen, die dem Kernbereich privater Lebensgestaltung zuzurechnen sind, nicht erfasst werden». Das heißt: Abhören ist erlaubt, aber nur, wenn man davon ausgehen kann, dass die Lauscher nicht Privatstes und Intimes aufsnappen. Die tatsächliche Situation sprach also auf den ersten Blick gegen den Lauschangriff: Bruder und Schwester waren allein unterwegs, nach der anstrengenden Vernehmung, natürlich konnte da Privates zur Sprache kommen. Und gibt es einen ungestörteren, geschützteren Ort für ein vertrauliches Gespräch als ein fahrendes Auto? Allerdings heißt es weiter im Paragraphen: «Gespräche in Betriebs- oder Geschäftsräumen sind in der Regel nicht dem Kernbereich privater Lebensgestaltung zuzurechnen.» Jeder Gesetzestext ist deutbar: War der Sprinter nicht ein Geschäftsfahrzeug?

Also wurden Adile Simsek und Hüseyin Bas am 12. Oktober von einem freundlichen Polizisten abgeholt und nach Nürnberg chauffiert. Ein Beamter vernahm Hüseyin Bas, von kurz vor zwölf bis kurz vor zwei, in Zimmer 254, und daneben, in Zimmer 253, litt zur selben Zeit Adile Simsek.

Wo er zur Tatzeit gewesen sei, fragte der Vernehmer Hüseyin Bas.

Nun, das konnte er leicht beantworten, er hatte ein Taxiunternehmen, er hatte gearbeitet.

Der Beamte fragte weiter, die üblichen Fragen, nach denkbaren Motiven für den rätselhaften Mord, nach einer anderen Frau in Enver Simseks Leben. Er stocherte hier, bohrte da, und ab und zu flocht er kleine, spitze Bemerkungen ein: Wissen Sie eigentlich, was passiert, wenn eines Tages herauskommen sollte, dass Sie hier mit der Wahrheit hinter dem Berg halten?

Ob sie öfter Streit mit ihrem Mann gehabt habe, fragte ein anderer Polizist im Nebenzimmer Adile Simsek, Nachbarn hätten von einer lautstarken Auseinandersetzung zu berichten gewusst. Und jetzt, wo ihr Mann tot sei, könne man ja wohl noch viel mehr Geld aus dem Verkauf des Blumengeschäfts ziehen, für die Familie Bas wohlgemerkt, oder?

Am Ende der lavazähen Gespräche fragten die Beamten die beiden Vernommenen: Gibt es etwas, das Sie uns verheimlichen?

Mit dieser Frage, auf die es natürlich keine Antwort gab, wurden Bruder und Schwester entlassen. Damit war die Falle aufgespannt, nun musste sie nur noch zuschnappen. Jetzt würden Adile Simsek und Hüseyin Bas in den Sprinter steigen und erleichtert aufatmen – unter der in der Decke des

Führerhauses versteckten Wanze, die ein Technikexperte der «Polizeidirektion Spezialeinheiten Nordbayern» eingebaut hatte. Und jetzt begann die eigentliche Vernehmung. Jetzt mochten die beiden sprechen, worüber sie wollten, idealerweise darüber, wie und warum sie den Mord verübt hatten.

Und alles, was sie sagten, wurde aufgezeichnet. Zunächst war nur ein Brummen und Dröhnen zu hören. Es rauschte auf, wenn der Fahrer hochschaltete, es schwoll leicht ab, wenn der Motor sich auf niedrigerer Drehzahl einschwang, laut war es immer. Vielleicht war die Falle ja doch nicht ganz so gut.

Aber mit der Zeit schälten sich Gesprächsfetzen aus dem Lärm. Die Leute, die das gemacht hatten, sagte Adile Simsek bitter, hätten es bestimmt vorab gut durchdacht. Vielleicht, überlegte sie laut vor sich hin, hätten die Mörder ja sogar die Minuten ausgenutzt, als Enver ein Gebet verrichtete und in sich versunken war, unaufmerksam und besonders verletzlich.

Das Brummen verstummte. Offensichtlich hatten sie angehalten. Jemand stieg aus. Stille. Jemand stieg wieder ein. Der Motor sprang an, der Lärm flutete das Mikro. Ansonsten nichts. Schweigen.

Die Polizei, fingen sie endlich wieder an, die Polizei. Da hatte es doch immer wieder diese merkwürdigen Anzeigen gegen Enver gegeben, immer wieder hatte er Ärger am Stand gehabt, wegen Überschreitung von Verkaufszeiten oder falsch aufgestellten Werbeschildern, jedes Mal ging es um irgendeine andere lächerliche Kleinigkeit.

Der Wagen nahm Fahrt auf, das Gespräch versank für ein paar Sekunden im Brummen und wurde dann verständlich:

Könnte es sein, überlegten die beiden, dass ein überstrenger Polizist sich wieder mal wegen einer «Ordnungswidrigkeit» am Blumenstand aufgeregt, seine Dienstwaffe gezogen und Enver erschossen hatte? Nein, sagte Adile Simsek, nein. Das geht zu weit. Das kann nicht sein.

Aber umgekehrt, sagte Hüseyin, habe die Polizei die Familie im Verdacht. Adile ging darauf nicht ein.

Es sei so bitter, murmelte Hüseyin irgendwann, dass Enver genau jetzt gestorben sei. Wo er all die Pläne schmiedete, so viel vorhatte, sich so auf die Zukunft freute.

Er habe wohl einen heimlichen Todfeind gehabt, sagte Adile.

Aber nein, widersprach ihr Bruder, da hatte es doch niemanden gegeben, nie war etwas Ernsthaftes vorgefallen!

Sicher, sagte Adile, andererseits: Die stillen Feinde seien die gefährlichsten. Die, von denen man nichts weiß. Die nicht herumlärmten und drohten, sondern einfach zuschlugen. Warum auch immer.

Der Motor brüllte jetzt. Offenbar waren die beiden auf der Autobahn unterwegs. Wenn sie einen anderen Wagen überholten, wuchs sich das Brüllen zu einem regelrechten Lärmbeben aus.

Vielleicht sei doch dieser Cakir in die Sache verstrickt, spekulierten sie ratlos. Die Polizei, sagte Hüseyin, habe erklärt, sie werde den Mörder finden.

Das hoffe sie so sehr, sagte Adile. Inshallah: So Gott will.

Diese Polizisten, murmelte sie, diese Polizisten ... es sei doch erstaunlich, wie lange die arbeiten, wie viele Fragen die stellen konnten, ohne eine Essenspause zu brauchen.

Die beiden verfielen in Schweigen. Die Lauscher waren nun allein mit dem Röhren des Fahrzeugs.

Hatte sich der Familienverdacht damit erledigt? Nicht im Entferntesten. Ein paar Wochen später wollten die Ermittler den Sprinter wieder abhören. Diesmal allerdings gab das Mikrophon komplett den Geist auf.

Dass sie unseren Sprinter verwandt hatten, war nur der Anfang. In den folgenden Monaten trafen die Verdächtigungen uns mit immer größerer Wucht. Auch meinen Vater, über seinen Tod hinaus. Er hatte ein normales Leben geführt, nur an seinem Ende war nicht das Geringste normal gewesen. Die Ermittlungen infizierten sein Leben nachträglich. Es war paradox: dass er brutal ermordet worden war, verwandelte meinen Vater posthum in einen Verdächtigen.

Jedes Detail konnte ja vielleicht eine Erklärung für seinen Tod bergen, und so wurde alles in Frage gestellt: War die Beziehung zwischen meinen Eltern stark und eng oder in Wahrheit zersetzt von Geldgier und Missgunst? Die Chrysanthemen, Rosen, Gerbera – waren das einfach Blumen und Handelsware oder eine Fassade, hinter der schmutzige Dinge versteckt wurden? Der unermüdliche Fleiß meines Vaters – trieben dunkle Geschäfte ihn an? Das Geld, das er sich erarbeitet hatte, war es in Wahrheit ergaunert? Am bittersten war für meine Familie aber, dass wir selbst unter Verdacht standen und der Polizei nicht klarmachen konnten, wie absurd das war. Einmal sagte Onkel Hursit verzweifelt zu den Beamten: «Wir sind doch verwandt!»